

ERFAHRUNGEN

digital only

Emma La Spina

# ICH BIN TAUSENDMAL NICHTS

Wie ich in meiner Dienstfamilie  
gedemütigt wurde

seinem Instrument in meinen Mund ein und verletzt meine Stimmbänder. Seitdem ist meine Stimme verändert.

Wie einsam ich mich fühle! Auf der Station sind nur Kinder, die von ihren Eltern liebevoll umsorgt und betreut werden. Sie bekommen Geschenke: Teddybären, Spiele, Puppen. Wie sehr ich sie beneide!

Einmal sagt der Oberarzt bei der Visite: »Lassen Sie sich etwas Kaltes mitbringen. Zum Beispiel ein Eis.«

Dass ich außer Armut auch ungeheure Einsamkeit erleide, weiß er nicht. Ich liege viele Tage im Krankenhaus: Armando kommt mich nicht ein einziges Mal besuchen.

An einem Nachmittag nicht lange danach, als ich gerade für die Schule lerne, klingelt es an der Tür.

Ich habe einen Verdacht und mache auf. Es ist Francesco, in erbärmlichem Zustand.

Seine Schuhe sind kaputt, seine Füße wund und ohne Strümpfe, die Nägel entzündet.

»Komm mit«, fordere ich ihn nach kurzem Zögern auf, »aber sei leise.«

Heimlich lasse ich ihn herein und nehme ihn mit auf mein Zimmer, während mich Armandos Mutter fragt, wer das an der Tür gewesen sei. »Schlüpf in den Schrank«, weise ich ihn an und wimmle die Frau mit einer Lüge ab: Ein paar Kinder hätten sich einen Scherz erlaubt.

Dann hole ich das Desinfektionszeug aus dem Bad und säubere die Wunden so gut es geht. Francesco wimmert mit zusammengepressten Lippen: Er will keinen Lärm machen.

»Geht es dir jetzt besser?«, frage ich ihn, als ich fertig bin.

Er nickt und lächelt, froh darüber, dass sich jemand um ihn kümmert. Er braucht unbedingt neue Schuhe.

Mir wird schwer ums Herz. Wo soll ich das Geld für ein Paar neue Schuhe für meinen Bruder hernehmen?

Viel bleibt mir nicht übrig, ich beschließe, auf alte Methoden zurückzugreifen. Ich stand selbst schon vor diesem Problem und weiß es zu lösen.

Ich bereite Francesco auf einen Überfall desselben Marktstands vor, den ich bereits getestet habe, um für mich ein Paar Schuhe zu stehlen. Ich erkläre ihm, dass wir ein nettes Spiel spielen: »Du musst mit dem Verkäufer sprechen und ihn so gut wie möglich ablenken, indem du behauptest, du hättest dich verlaufen. Je länger es dir gelingt, ihn abzulenken, desto besser bist du in dem Spiel. Und du musst so tun, als würdest du mich nicht kennen.«

Mein Bruder hat alles verstanden und verhält sich einwandfrei.

Der Mann schwenkt seine Arme, um ihm den vermeintlichen Weg nach Hause zu erklären. Unterdessen schleiche ich mich mit pochendem Herzen an die Ware heran und schnappe mir ein Paar Sandalen. In meinen Augen besser als normale Schuhe: Francescos Zehen werden darin mehr Platz haben. Ich habe eine Plastiktüte mit zwei Büchern dabei, eine leere Tüte wäre womöglich verdächtig. Ich stecke die Sandalen zwischen die Bücher, versuche, gelassen zu bleiben, und laufe eilig davon. An einer kleinen Seitenstraße bleibe ich stehen. Kurz darauf kommt auch mein Bruder und probiert die Sandalen an.

»Sie sind zu groß«, stelle ich fest, »aber besser als vorher.«

»Ich habe Hunger« ist die einzige Antwort, die er mir gibt.

Ich bin zutiefst gerührt: Er sieht mich als jemand Besonderen, dem er vertrauen kann, auf den er sich stützen kann, doch diesmal weiß ich nicht, wie ich ihm helfen soll.

»Das Brot kaufe ich dir ein anderes Mal.«

Ich setze ihn in den Bus und sehe ihm nach.

Francesco fährt zurück ins Heim. Mit Sandalen und einem leeren Magen.

Eines Abends bitte ich Armando, mich zur Bandprobe mitzunehmen. Er macht es kurz.

»Es ist besser, wenn du zu Hause bleibst.«

»Wieso? Ich will mit.«

»Es ist aber besser, wenn du hierbleibst ...«

»Schämst du dich mit mir? Sag mir ruhig, wenn du dich mit mir schämst!«

Meine Hartnäckigkeit macht ihn wütend. Gereizt gibt er mir eine Ohrfeige. Doch damit nicht genug: Er packt mich grob an den Handgelenken und verdreht sie. »Frag mich das nie wieder.«

Ich unterdrücke die Schreie in meiner Kehle. Ich will nicht, dass uns die anderen hören, denn sie würden ganz bestimmt für ihn Partei ergreifen. Armando geht weg, ohne ein Wort zu sagen, und ich bleibe mit meinem Schmerz allein zurück.

Die ganze Nacht weine ich leise, während meine Arme anschwellen und sich blau verfärben.

Ich setze mich nicht zur Wehr, denn ich glaube an das, was mir die Ordensschwwestern ständig sagten: »Wir sind geboren, um zu leiden. Alles Leben ist Leid.« Am nächsten Morgen versuche ich die Blutergüsse zu verstecken, so gut ich kann. Ich binde den linken Unterarm mit einem Verband ein und verdecke den rechten mit einem Stofftaschentuch. In der Schule und im Haus schauen mich alle an, aber niemand fragt nach, so als ob sie das Ganze nicht kümmern würde. Am meisten verletzt mich das Schweigen von Armandos Eltern: In meinem jämmerlichen Zustand wische ich den Boden.

Am nächsten Abend, es ist Samstag, gibt Armandos Gruppe ein Konzert in einer Bar am Meer, und nach dem Auftritt gehen wir alle zum Essen ins Restaurant. Die Mädchen sind sehr elegant, geschminkt und vom Friseur zurechtgemacht. Ich trage seit Jahren dieselben Sachen, und dazu sind auch noch meine Arme verletzt. Ich fühle mich unwohl und bin neidisch.

»Jedes Pärchen zahlt das Seine!«, schlägt jemand vor. Alle sind einverstanden.

Also flüstert mir Armando ins Ohr, dass ich vorgeben solle, ich hätte keinen Hunger. Ich solle nur ein bisschen am Brot herumkauen. Ich gehorche und sage dem Kellner, dass ich nichts möchte, während mein zukünftiger Gatte ein vollständiges Menü bestellt, mit Vorspeise und Dessert. Alle beginnen zu essen, und nach ein paar Minuten platzt Filippo, der Keyboarder, heraus: »Schäm dich, Armando! Das ist doch absurd, dass sie uns dabei zusieht, wie wir uns die Bäuche vollschlagen!«

»Es geht ihr nicht gut, und sie hat keinen Hunger. Frag sie doch selbst!«

»Dass es ihr nicht gut geht, sehen wir alle. Du bestellst ihr jetzt ein Steak und schneidest es ihr in Stücke, damit sie mit uns zusammen essen kann.«

Armandos Freunde betrachten meine eingebundenen Handgelenke genauer und bemerken, dass ich versuche, sie unter den Ärmeln zu verstecken. Sie sehen meine blauen Flecken und sprechen mich darauf an.

»Wie hast du dir die denn geholt?«

Ich traue mich nicht, etwas zu antworten, und breche in Tränen aus.

Armando schweigt, und die Kollegen interpretieren die Stille genau richtig: als Schuldgeständnis. Sie überhäufen ihn mit Vorwürfen; sie zwingen ihn, mir in der Apotheke eine Salbe zu kaufen. Ich komme mir vor wie eine Diebin und fühle mich für diese klägliche Situation verantwortlich.

Erst später begreife ich, dass ich endlich, zum ersten Mal in meinem Leben, Recht bekommen habe.

Francesco erkrankt an Hepatitis und kommt ins Krankenhaus.

»Und nicht vergessen, der Junge braucht jeden Tag frische Wäsche. Die müsst ihr ihm bringen.«

Die Worte des Arztes bringen mich zur Verzweiflung. Ich habe nicht das Geld, um meinem Bruder die Sachen zu kaufen, die er benötigt.

Ich frage Vanessa um Rat, aber da auch sie kein Geld hat, beschließe ich, mich an Pfarrer Marco zu wenden, den guten Priester, der mir während meiner Zeit im Heim liebevoll die Beichte abnahm und mir so das Gefühl gab, nicht völlig allein zu sein.

Meine Hoffnungen werden nicht enttäuscht. »Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Pfarrer Marco hilft uns sehr, indem er uns gebrauchte Kinderwäsche besorgt. Vanessa säubert sie täglich, während ich zwischen ihrem Zuhause und dem Krankenhaus hin und her fahre. Ich besuche ihn morgens vor der Schule und am Abend nach dem Lernen. Hin und wieder kommt auch Vanessa mit.

Jedes Mal, wenn ich sein Zimmer betrete, richtet Francesco seinen Blick auf meine Hände, um zu sehen, ob ich ihm etwas mitgebracht hätte. Leere Hoffnungen, und seine erwartungsvollen Augen lassen mich den ganzen Tag nicht mehr los.

Eines Nachmittags, als ich gerade putze, steht auf einmal Giancarlo am Tor. Ich sehe ihn vom Fenster aus und laufe blitzschnell hinunter: Auf keinen Fall möchte ich, dass Armandos Eltern die Existenz dieses neuen Bruders bemerken.

Er begrüßt mich nicht einmal. Als er mich sieht, drängt er mich sofort in den Hausflur und drückt mir ein Päckchen in die Hand: »Ich weiß nicht, wo ich das aufbewahren soll. Kannst du es bitte für ein paar Tage behalten?«

Ich denke mir nichts dabei und sage Ja, nehme das Päckchen und deponiere es im Kleiderschrank in meinem Zimmer.

Am nächsten Tag jedoch kommt ein Polizeibeamter. Er hat es eilig. Er sucht mich. Genau mich.

»Hast du einen Bruder mit Namen Giancarlo?«

»Ja.«

»Dann komm morgen aufs Revier. Wir müssen dir ein paar Fragen stellen.«

»Warum?«

»Komm aufs Revier, dann wirst du es erfahren.«

Sobald der Mann in Uniform weg ist, bricht im Haus ein Donnerwetter los.

Armandos Vater schreit herum, schimpft auf mich ein, die Mutter stürzt zum Telefon und trommelt alle Kinder zusammen. Innerhalb kurzer Zeit findet sich eine neue Familienversammlung ein. Und wieder bin ich die Angeklagte und das Objekt sämtlicher Anschuldigungen aller Anwesenden. Am liebsten würde ich mich klein machen wie ein Vogel und davonfliegen. Aber das geht nicht. Also entscheide ich mich dafür, nichts zu sagen, und mein Schweigen wird als Verschweigen gedeutet.

Die Wahrheit ist, dass auch ich keine Antworten auf ihre Fragen weiß.

»Warum wirst du von der Polizei gesucht?«

Ich habe nicht die leiseste Ahnung.

Die Fragen prasseln nur so auf mich ein; ich äußere mich nicht. Als Armando von der Arbeit nach Hause kommt, beginnt auch er herumzuschreien.

»Wer ist dieser andere Bruder? Warum will die Polizei etwas von euch? Sag es uns!«

Vor allen anderen gibt er mir eine so heftige Ohrfeige, dass ich Nasenbluten bekomme. Ich renne weg und schließe mich im Zimmer ein. Die Nacht verbringe ich unruhig. Ich hoffe einfach, dass sich morgen alles aufklären wird.

Am Morgen finde ich mich auf der Polizeistation ein.

»Komm mit.«

Ich folge dem Beamten einen Gang entlang, rechts befindet sich eine Art Käfig. Drinnen ist Giancarlo. Ich bin verblüfft, er ist aufgeregt. Ich würde gern mit ihm sprechen, aber der Polizist verbietet es mir. Mein Bruder sitzt, wie ich erfahren werde, regelmäßig in Untersuchungshaft.

Wir betreten einen Raum, in dem sich drei Personen befinden. Eine davon trägt eine Polizeiuniform und tippt in die Schreibmaschine. Die anderen beiden sind in Zivil. Von ihnen werde ich ohne große Vorrede verhört.

»Dein Bruder ist ein Taugenichts und obdachlos. Er geht regelmäßig zu deiner Mutter und nötigt sie, ihn bei sich aufzunehmen. Sie verständigt uns, wir holen ihn ab und lassen ihn ungefähr zwei Tage hier, damit er sich beruhigt. Das geht schon ganz schön lange so. Aber dein Bruder Giancarlo ist uns auch aus anderen Gründen bekannt. Wir hatten schon des Öfteren mit ihm zu tun ...«

Ich nehme diese Informationen auf, ohne mit der Wimper zu zucken, aber innerlich bin ich aufgewühlt. Niemals hätte ich gedacht, dass meine Familie mit dem Gesetz zu tun hat. Ich bin sprachlos. Der Polizeibeamte lässt mir keine Zeit zum Nachdenken.

»Wie wir wissen, war er gestern bei dir. Hat er dir etwas gegeben?«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich fühle mich verloren und habe schreckliche Angst. Doch dann meldet sich unbewusst meine Erziehung zur Verschwiegenheit zu Wort, die ich mir im Heim angeeignet habe: »Wir sind arm, und mein Bruder wollte nur sehen, wo ich wohne. Wir hatten uns sehr lange nicht gesehen. Aber ich habe kein Geld, ich habe nichts. Er hat mir auch nichts gegeben.«

»Geld meine ich nicht«, fängt er wieder an. »Irgendwelche Sachen, ein Päckchen oder so.«

»Er hat mir nichts gegeben«, sage ich noch einmal wie ein Roboter. »Giancarlo hat mir nichts gegeben, weil er nichts besitzt.«

Die Polizisten sehen sich verblüfft an. Ihre Blicke sagen mir, dass sie mich für etwas dumm halten. Vielleicht lassen sie mich genau deshalb gehen.

Als ich nach Hause komme, öffne ich das Päckchen, es ist voller Goldschmuck.

Ich bekomme Gänsehaut und denke, dass ich Glück gehabt habe. Genauso einfach löse ich auch das Problem Armando mit Familie. Ich lerne zu lügen.

»Die Polizei wollte nur Auskunft darüber, wo ich mich aufhalte.«

Sie nehmen es mir ab, doch diese Vorkommnisse verstärken ihr Misstrauen mir gegenüber.

Um Giancarlo das Päckchen wiederzubringen, muss ich auf jeden Fall an der »Dame« vorbei – an der, die mich in die Welt gesetzt hat und die ich schon lange nicht mehr gesehen habe.

Mit ihr verbinde ich nur traurige und schmerzliche Erinnerungen und, wie ich im Einwohnermeldeamt gesagt habe, weiß ich auch nicht, wo sie wohnt. Vanessa gibt mir ihre Adresse.

Ich bin unschlüssig: Ich weiß nicht, ob ich sie verabscheue oder mir sehnlichst wünsche, sie wiederzusehen, in der irrsinnigen Hoffnung, sie habe sich verändert. Ich sage mir, dass ihr Blick vielleicht gar nicht mehr abweisend, ihr Herz womöglich weicher geworden ist. Dass sie mich vielleicht sogar lächelnd begrüßen und in die Arme schließen wird.

Im Grunde gehe ich nur zu ihr, um etwas dergleichen zu erfahren.

Das Tor ist offen. Ich gehe hinauf und klinge. »Wer ist da?«, fragt eine Stimme von drinnen. Ich erkenne sie wieder, es ist die ihre.

»Emma.«

»Welche Emma?«

Mir gefriert das Blut in den Adern. »Deine Tochter!«, sollte ich schreien. Aber dazu habe ich keine Kraft. Sie weiß nicht einmal mehr, dass es mich gibt. Also sage ich: »Die Schwester von Giancarlo.«

Jetzt hat sie es begriffen: »Was willst du hier?«

»Kannst du kurz aufmachen? Ich muss dich etwas über Giancarlo fragen.«

Sie öffnet die Tür, der Blick ist noch immer derselbe, so gleichgültig, dass ich das Gefühl habe, unsichtbar zu sein. Sie zeigt keinerlei Emotionen, keinerlei Gefühlsregung. Sie sagt nur: »Giancarlo ist nicht da«, und schließt die Tür wieder.

Zutiefst verletzt gehe ich weg. Ich komme mehrmals wieder, mit dem Päckchen, das ich unbedingt loswerden will, und immer bekomme ich die gleiche Antwort: Giancarlo ist nicht da. Schließlich sagt sie mir, womöglich genervt von meiner Ausdauer, dass ich ihn vielleicht in einem Geschäft in der Nähe antreffen könne, in dem Bilderrahmen gefertigt werden.

Giancarlo freut sich, mich zu sehen, und rechtfertigt sich stotternd für die Schwierigkeiten, in die er mich gebracht hat.